Zeitschrift: Acta Tropica
Herausgeber: Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)
Band: 21 (1964)
Heft: 4

Artikel: Erfahrungen bei der Begegnung mit Vertretern fremder Kulturen
Autor: Geigy, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-311200

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erfahrungen bei der Begegnung mit Vertretern fremder Kulturen.

Von Rud. Geigy.

Wir können Vertretern fremder Kulturen auf mancherlei Art begegnen und dabei, je nach der beidseitigen Konstellation dieses Zusammentreffens, sehr verschiedene Erfahrungen machen.

Da kommt z. B. der Tourist auf einer von andern oder ihm selbst organisierten, zeitlich meist knapp bemessenen Reise; er ist beseelt vom Bedürfnis nach Entspannung fern vom turbulenten Alltag, wohl auch von einer gesunden Dosis Abenteurerlust, und dazu noch vom mehr oder weniger ernsthaften Wunsch, das Land und die Tiere und Menschen, die darin leben, kennen, vielleicht sogar etwas verstehen zu lernen. Das ist sozusagen das Bild des Idealtouristen, welches angenehm hervorsticht aus den Herden oft recht verständnisarmer Menschen, die heutzutage von Reisebüros nach allen Weltteilen verfrachtet werden. Alles Ungewohnte, das ihnen entgegentritt, empfinden sie als komisch schlechthin. Besonders das andersartige Gebaren der sogenannten «Eingeborenen», das oft kraß mit demjenigen der offenbar besseren Eingeborenen aus Europa oder Amerika kontrastiert, gibt Anlaß zu manchem Gespött, oder aber zu falschen Deutungen, in den selteneren Fällen, wo überhaupt der Anlauf zu einer Analyse gemacht wird. Daß dies so ist, darf nicht verwundern, wenn man es angesichts unseres sog. hohen Kulturniveaus auch lieber anders haben möchte. Aber dieses Mißverstehen zwischen so verschiedenartigen Versionen von homines sapientes aller Rassen (so haben die Gelehrten uns nämlich getauft!) ist in Anbetracht der ungenügenden Vorbereitung, die solchen Begegnungen vorausgeht, leicht erklärlich. Es offenbart sich übrigens auch im Gegenexperiment, wenn Vertreter z. B. aus Afrika mit mindestens ebenso ungenügender innerer Vorbereitung etwa als Stipendiaten nach Europa gebracht werden und sich bei uns zurechtfinden sollten. Wir können uns da gegenseitig also kaum etwas vorwerfen, denn es ist ja weder hüben noch drüben möglich, jedem Menschen in der Schule soviel Einsicht in Weltgeschichte, Ethnologie, Psychologie und andere Wissenschaften zu vermitteln, daß er beim Reisen vor Fehlbeurteilungen bewahrt bliebe.

Bekanntlich gibt es neben der Touristik noch viele andere Veranlassungen zu Reisen und sogar längeren Aufenthalten in fernen Ländern. Vertreter der Geschäftswelt, Wirtschaft und Technik,

der Diplomatie, der wissenschaftlichen Forschung und Lehre wurden und werden heute im Jahrhundert hektischen Reisens mehr und mehr ausgesandt kraft dieser oder jener Mission. Obschon sie in der Regel in der Heimat eine mittlere oder sogar leidlich hohe Bildungsstufe errungen haben, sind doch auch sie auf das ihnen Bevorstehende fast immer ungenügend vorbereitet und müssen deshalb versuchen, sich am Ort selber tunlichst einzuleben, um ohne großen Verzug den Weg zur Erfüllung ihrer Aufgabe zu finden. Sie werden dort sogenannte Kenner der lokalen Situation konsultieren, und zwar in 95% der Fälle Europäer, die schon längere Zeit dort lebten, vielleicht in der ehemals kolonialen Verwaltung, oder als politische oder wirtschaftliche Vertreter ihrer Länder, nicht zuletzt wohl auch als christliche Missionare. Sie alle haben mit jenen so andersartigen Menschen, mit denen man sich nun auf Grund irgendeines Auftrages auseinandersetzen muß, ihre Erfahrungen gemacht und werden daraus schöpfend den Neuankömmling gerne, oft wohl auch ziemlich widersprechend, beraten. Diese Ratschläge, wenn sie ehrlich gemeint sind, können viel Wegweisendes enthalten, besonders wenn es sich um menschlich einsichtige und reife Berater handelt, doch werden sie in der Mehrzahl der Fälle den europäischen, bzw. den Standpunkt des Weißen vertreten, der von demjenigen des autochthonen homo sapiens, den sie ja suchen, abweicht. Wir wollen es ehrlich gestehen, daß wir alle befangen sind in unserer hochgepriesenen Kultur, unserer Religion, unserer geschichtlichen Vergangenheit, unserer sozialen Stufe und dazu noch in unserer privaten, durch den Charakter bedingten Denkweise ("basic personality structure"). So gebunden sind wir in unserer eigenen Tabu-Situation, daß wir uns nie ganz darüber hinausschwingen können.

Wie steht es nun, wenn diese schwierige Begegnung zwischen so verschiedenartigen Erdenbürgern im Zusammenhang mit der viel diskutierten Entwicklungshilfe stattfinden soll? Ist es nicht ein eigentlich beklemmendes Unterfangen, jenen anderen Menschen, die wir so wenig kennen, zur dringend gewünschten Eigenständigkeit verhelfen zu wollen, ihnen gewissermaßen als Stab zu dienen zum Hochsprung[1], den sie wagen müssen und wozu sie, wie sie selber sagen, uns brauchen. Denn wir haben es ja eben ausgesprochen, daß wir für dieses Entwicklungswerk selbst ungenügend entwickelt sind. Und da sich die Ereignisse überstürzen, bleibt auch keine Zeit zu allzu langer Vorbereitung, um so mehr als nicht ein Volk, eine Rasse, sondern sozusagen ein ganzer Völ-

[1] Vgl. R. GEIGY: «Der Sprung in die Selbständigkeit», Rektoratsrede, gehalten an der Jahresfeier der Universität Basel am 23. November 1962. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

kerkreis auf uns wartet. Den Überblick über fast die ganze Welt hin, den wir uns als eine Art moderner Faust in verschiedensten Sparten des Wissens und der Wissenschaft eigentlich erwerben müßten, kann uns auch der beste Historiker, Ethnologe, Völkerpsychologe, Wirtschaftspolitiker und wer sonst noch in Frage käme, nicht vermitteln, und dieses Programm würde, auch wenn mehr Zeit zur Verfügung stünde, unser Fassungsvermögen ohnehin übersteigen. Sollen wir also nicht lieber die Hände davon lassen oder das, was bereits angekurbelt ist, zurückdrehen? Ich glaube, daß dies weder gut noch richtig wäre, auch nicht für unser Land, worüber wir noch zu sprechen haben. Denn es handelt sich ja gar nicht um eine Alternative, die sich uns stellt, sondern um ein weltgeschichtliches Ereignis, dem sich keine Nation, auch nicht die kleinen, entziehen können — ich möchte beifügen: geschweige denn die Schweiz! Aber was soll dann geschehen?

Vielleicht ist es doch der Mühe wert, sich wieder einmal kurz zu vergegenwärtigen, wie es auf der Welt zur heutigen, wohl bisher einzigartigen Situation gekommen ist, indem wir uns — zugegebenermaßen recht schematisch — die Phasen oder Hauptakkorde der Kolonialgeschichte bis zu ihrem Ende vergegenwärtigen. Wir überblicken, ohne jetzt Zeitabschnitte zu setzen, die Perioden der portugiesisch-spanischen, der holländischen, englischen, französischen, belgischen kolonisierenden Aktivität in Amerika, Afrika und im nahen und fernen Osten, die sich etwa seit Kolumbus und Vasco da Gama vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg mit wechselndem Schicksal hingezogen hat. Weiter zurückzugreifen wäre für unser Thema wohl sinnlos. Frühere Epochen, wo bekanntlich auch schon von gewissen Völkern wie den Ägyptern, den Phoeniziern, den Römern und Griechen Fernwirkungen kolonisatorischer Art ausgegangen sind, können nicht als Ursachen gelten für die heutigen Spannungsfelder und für das, was jetzt von den Weißen gegenüber den Kolonialvölkern gewissermaßen als «Karma» ausgeschöpft werden muß.

Die Entwicklung der Schiffahrt, besonders seitdem sie sich fernen Küsten entlang und über die Weiten der Ozeane wagte, führte zu immer neuen Entdeckungen wundersamer Gestade, meist unter dem besonderen Zauber tropischer Himmelsgegenden. Die staunenden Seefahrer gingen an Land, fanden oft weite Strecken von Menschen unbewohnt, aber von einer üppigen Pflanzenwelt und seltsamen Tieren besiedelt. Eine Art Niemandsland, das zum Verweilen und Sich-Niederlassen einlud, um so mehr als der Reichtum dieser Natur mit den oft viel kargeren, zumeist von eintönigem Ackerbau beherrschten heimatlichen Gefilden höchst verlockend kontrastierte. Traf man auf Menschen, so boten auch sie ganz un-

gewohnte Anblicke mit ihrer andern Hautfarbe, ihren seltsamen Sitten, ihren primitiven Geräten und Waffen. Wenn sie von den eindringenden Fremdlingen nicht scheu zurückwichen, so waren sie anfänglich meist leicht zu allerhand Dienstleistungen und Tauschhandel zu bewegen und notfalls konnte ja auch mit der viel moderneren Feuerwaffe in der Hand Nachgiebigkeit erzwungen werden. Die neugierigen Blicke der Weißen entdeckten bald auch allerhand faszinierende Gegenstände, Schmuckwaren u. dgl., zum Teil aus hochwertigen Metallen gefertigt. Dies führte, wenn man sich vorerst auch ungern weitweg vom rettenden Schiff ins geheimnisvolle Landesinnere vorwagte, manchmal zur Entdeckung ungeahnter Bodenschätze, die dem daran gewohnten Eingeborenen weit weniger wert waren als den Neuankömmlingen. Die abenteuerlichen Erzählungen dieser weitgereisten Helden erweckten in der Heimat begreiflichen Enthusiasmus und vermehrte Neugier, und so erwachte das Gelüst nach weiterem Vordringen, nach Erforschung und nach Besitz. Die Ausbeute, die in Aussicht stand, war so verlockend, daß sich solche Expeditionen lohnten. Aber noch viel kluger schien es, diese praktisch wehrlosen Länder in seinen Besitz zu bringen, Niederlassungen zu gründen und sich den Reichtum der so gewonnenen Kolonien zuzuleiten. Man kam also, wie das bei uns Menschen ja fast immer der Fall ist, in rein egoistischen Absichten. Nun entsandten aber die kolonisierenden Nationen damals nicht immer ihre edelsten Vertreter, sondern zumeist recht rücksichtslose und gierige Abenteurer und Ausbeuter, zum Teil geradezu Sträflinge und Verbrecher, indem man vielfach diese gezielten Aufträge nach Fiebergegenden als eine für das Mutterland lukrative Form von Exil betrachtete. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Jeder Widerstand von seiten der fast wehrlosen Naturvölker wurde brutal gebrochen. Die Abgeschiedenheit, in der ihr trotz Krankheiten und Geheimkulten im allgemeinen doch recht beschauliches Leben bisher dahinplätscherte, hallte nun wider von Gewehrsalven und Kanonendonner. Die Menschenrechte wurden mit Füßen getreten, besonders da, wo durch die Einführung der Sklaverei der Mensch zum Handelsobjekt wurde. Es blieb den jäh Überraschten nichts anderes übrig als ins Innere zu flüchten oder sich unter der starken weißen Hand zu ducken. Freilich gab es unter den Weißen nicht nur Unterdrücker. Begeisterte Wissenschaftler unternahmen Forschungsexpeditionen in diese unbekannten Welten, freundeten sich mit den Eingeborenen an, lernten ihre Geheimnisse und ihre Kulturen kennen. Ihre Beschreibungen bereicherten die Wissenschaften in fast allen Disziplinen. Unter den harmlosen Weißen, die herbeiströmten, befanden sich bald auch Missionare, die nun hier, der Aufforderung ihrer Religion ge-

treu, den Naturvölkern die christliche Lehre nahebringen wollten. Das Wirken und die Wirkung dieser Männer und später auch Frauen darf nicht unterschätzt werden. Sie war ganz besonderer Natur, nämlich frei von egoistischen Absichten, ehrlich suchend nach einer Begegnung mit dem Seelenleben dieser als Menschen geachteten Wesen, begreiflicherweise aber in mancher Beziehung doch voreingenommen. Diese Männer durften ja von Natur aus kaum Zweifel an der Berechtigung ihres Unterfangens aufkommen lassen. Im Gegenteil, sie ließen sich oft von heiligem Eifer zu Exzessen hinreißen, die auch heute noch vielerorts nicht vergessen sind. Auch sie haben also, über das Ganze gesehen, verstrickt in ihre eigene Gedanken- und Seelenwelt und als Glieder der weißen Rasse oft geirrt. Aber sie haben auch, das muß festgehalten werden, vieles wiedergutgemacht dadurch, daß sie Geist und Seele zu nähren und zu bilden suchten, Not linderten, Krankheiten bekämpften, Schulen gründeten. Sie trieben in der Tat schon eine Art Entwicklungshilfe Jahrhunderte bevor dieser Begriff überhaupt geboren war. Ihr großes Geheimnis war und ist, daß sie ehrlich bestrebt sind und immer besser lernten, wie man in Schlichtheit und mit Liebe als Mensch dem Menschen begegnet. Afrikanische Landleute, die weit draußen im Busch leben und durch Missionare die christliche Religion kennenlernten, bezeugten mir einmal, daß der Glaube an Gott und die damit verbundene Zuversicht auf einen allmächtigen Helfer sie von vielen Schrecken befreit habe, die sie ehemals in ihrer animistischen Vorstellungswelt bedrückt hatten. Die unverfälschte tropische Umwelt wird ja für sie unsicher gemacht durch feindliche Menschen und Tiere, durch das Klima, durch Hungerbedrohung, Krankheiten und viele andere bei uns unbekannte Gefahren. Man versteht deshalb wohl, daß den daraus geborenen und von altersher überlieferten mystischen Vorstellungen solcher Menschen durch die christliche Weltanschauung der Stachel genommen und dadurch die Angst überwunden werden kann. Trotz aller Verschiedenheit spüren wir da einen auch für den weißen Christen geltenden gemeinsamen Ansatzpunkt, denn auch ihm kann ja letztendlich der Glaube zur Beschwichtigung der Lebensangst im Dornengestrüpp unserer verstrickten Kulturwelt verhelfen.

Die Administratoren der Kolonien haben von den Missionaren oft unbewußt gelernt. Sie stützten sich vorerst gerne auf deren Schulsysteme und ahmten sie später in modifizierten Formen nach. Die Missionen waren so gewissermaßen ihre Vorposten. Damit brach eine zweite Phase im Kolonisationsprozeß an, diejenige, welche den Ausbau und die Nutzbarmachung der Kolonialreiche zum Ziel hatte. Die Überrumpelten, Wehrlosen, im gebrochenen

Widerstand Resignierten begannen dann, soweit sie auf den Kontakt mit ihren Beherrschern angewiesen waren, das Haupt etwas freier zu erheben. Sie bekamen die positiven Seiten der weißen Rasse zu spüren, Bewunderung wurde wach, Vertrauensverhältnisse kamen zustande. Eine scheinbar friedliche, im Grunde aber doch trügerische Koexistenz, da der bohrende Stachel des Mißtrauens eben gepflanzt war und dauernd spürbar blieb. Auch gab es immer wieder neue Ursachen zu Unbehagen und Enttäuschung. Wenn nun da gerodet wurde, herrliche Plantagen entstanden, Bodenschätze gefördert, Verkehrsmittel geschaffen wurden und sich damit auch am Ort Wohlstand ausbreitete, der die Schaffung von Schulen und Spitälern, die Pflege einer bessern Hygiene ermöglichte: Herr der Situation und erster Nutznießer blieb trotz allem der Weiße und das in ihrem Land, das er ihnen genommen hatte. Ich glaube, wir — im allgemeinen doch recht freiheitsdurstigen Schweizer — haben aus unserer eigenen Geschichte heraus auch heute noch Verständnis für solche Gedankengänge. Deshalb mußte es auch kommen, daß viele Eingeborene ein den Weißen abgewandtes Leben weiterführten, in ihren alten Kulturen, die soviel Hohes und Bewundernswertes in sich bergen, verharrten, ihre Geheimnisse, ihre Riten und Glaubensformen bewahrten und traditionssicher von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht weitergaben. So entstand in jenen Ländern ein seltsames, völlig unstabiles Gesellschaftsgefüge zwischen Hörigkeit und Isolation, das schon den Keim all der unendlichen Schwierigkeiten in sich trug, die wir heute nach der «Befreiung» erleben.

Das war die zweite Phase der Kolonialgeschichte, in der sich trotz scheinbarer Ruhe und Wohlstand die Explosion vorbereitete. Es ist gar nicht leicht zu erklären, wie sie dann schließlich ausbrach, fast wie eine Kettenreaktion, indem eine Zündung die nächste auslöste. Jedenfalls war männiglich überrascht. Denn dann wendete sich das Blatt fast mit einem Schlage.

Wir haben es noch lebhaft in Erinnerung und können heute noch zusehen, wie sich Schritt für Schritt oder unter dem Druck von Gewaltstreichen die Weißen aus ihren Gebieten zurückziehen, Regierung und Verwaltung in farbige Hände übergehen lassen. Der stolze Ton von einst hat vielfach einer Art Demutsstellung Platz gemacht. Die UNO, die ja fast die gesamte Völkergemeinschaft einschließt, und wo jeder Mitspracherecht hat, bemüht sich verbissen, internationale Gerechtigkeit zu üben, ein fast hoffnungsloses Unterfangen. Aber sie bildet immerhin ein verbindendes Organ und steht, trotz manchem Versagen, gerade bei vielen Entwicklungsländern sehr hoch im Kurs. Die Nationen, die sich aus ihren ehemaligen Kolonien absetzen, suchen durch geschickte Di-

plomatie — wenn danach gefragt wird, sogar durch militärischen Schutz — Blutvergießen zu verhindern, d. h. da wo es geht und wo dieses Bemühen nicht durch oft tief verwurzelte Stammesfehden, die jetzt vielerorts aufflackern, oder durch weltpolitische Quertreibereien illusorisch gemacht wird. Sie möchten auch die Verbindungen aufrecht erhalten, nicht zuletzt durch weitere namhafte Beteiligungen an den Budgets dieser neuen Staaten. So wollen und können sie sich auch noch gewisse lokale Stellungen sichern, wobei es zu vermeiden gilt, des Neokolonialismus bezichtigt zu werden. Dies gilt auch für solche Nationen, die keinen Kolonialbesitz hatten oder ihn schon früher verloren haben und nun eine günstige Gelegenheit zur Einflußnahme wittern. Für solche Bestrebungen liefert natürlich die Entwicklungshilfe je nachdem auch ein äußerst brauchbares, harmlos-freundlich getöntes Mäntelchen, unter dem allfällige Hintergedanken, die man nicht an die große Glocke hängen möchte, verborgen werden können. Der schwächste Punkt in dieser Generalverselbständigung der Völker dieser Erde liegt ja darin, daß die Aufstrebenden für die zahlreichen Organisationen und Berufsarten, die sie nun übernehmen oder neu aus dem Boden stampfen müssen, Geld, sehr viel Geld brauchen — Geld und fähige Menschen. Ihre Führer geben sich hierüber meist klar Rechenschaft. Wohl liegt in dieser verzwickten Lage der Keim zu notwendiger Zusammenarbeit ausgerechnet mit denjenigen, die man eigentlich loswerden möchte, anderseits aber auch das Gebot, Mittel und Wege zu erschließen, ohne dem Spender die Seele zu verkaufen. Sie müssen sich selber treu bleiben, nicht bloß nachahmen. D. h. in dem, was ihnen der sog. Kulturmensch an Geistigem und Technischem anbietet, vorerst die Spreu vom Weizen sondern, und dann erst noch aus Fremdem Eigenes schaffen. Deshalb lautet ja auch bei ihnen vielerorts die Devise schwerwiegend: Freiheit durch Arbeit! Nur wer selber Hilfe am Ort gebracht hat und die Lage dieser zum Großteil primitiv-bäuerlich lebenden Menschen kennt, sei es in Java, Tanganyika, Dahomey, Peru oder sonstwo, kann ermessen, was es braucht, daß das Ziel nur einigermaßen erreicht wird. Wir haben schon auf die Verworrenheit des von den Weißen zurückgelassenen Gesellschaftsgefüges hingewiesen. Man stelle sich einmal vor, wie in allen jenen Ländern eine tiefe innere Kluft besteht zwischen einer Elite zum Teil erstaunlich hoch Evoluierter, die gewissermaßen die Kuppel des neuen Staatsgebäudes bilden sollen, und der am Grund desselben wimmelnden Masse nun tatsächlich, wenn auch ganz unverschuldet, Unterentwickelter — im eigentlichen Sinne des Wortes «Beschränkter». Jetzt gilt es eben, den leeren Raum unter der Kuppel auszufüllen, darin die ganze Stufenleiter

z. T. noch völlig ungewohnter Berufe aufzuschichten und jenen unentbehrlichen «Mittelstand» zu schaffen. — Inzwischen hat die Elite keinen leichten Stand. Wohl wird sie z. T. von den unteren Schichten bewundert und als Führer anerkannt, zuweilen aber auch verdächtigt, sie habe die autochthone Eigenart im allzu engen Kontakt mit den Weißen verloren und sei nicht mehr voll zugehörig. — Von uns aus gesehen, liefern diese Evoluierten den lebendigen Beweis dafür, daß die cerebrale Bereitschaft des Menschen auch bei Naturvölkern weitgehend vorhanden, d. h. daß er der Entwicklung ohne weiteres zugänglich ist. Entwicklung aber hängt, wie bei uns, in erster Linie von geeigneter, frühzeitig eingreifender Schulung ab. Was an angeborener Intelligenz beim Einzelnen dann schon vorhanden ist, wird bestimmend sein für den Entwicklungsgrad, der vom Individuum letztlich erreicht werden kann. — Aus dem Gesagten läßt sich vielleicht auch das Dilemma erklären, wie man den Begriff «Entwicklungsland» definieren bzw. abgrenzen soll. Auch dem gewiegtesten Systematiker dürfte es kaum gelingen, eine gültige, allen behagende Klassifikation aufzustellen. So treibt z. B. Indien in Afrika aktive Entwicklungshilfe und spendet bedeutende Summen, tritt aber Europa gegenüber auch häufig als empfangendes Entwicklungsland auf. Wir haben hier ja bereits darauf hingewiesen, daß jedes Land noch an seiner Entwicklung zu arbeiten hat, vor allem auch an seiner geistigen. Es finden sich also im Völkerkreis, wenn man es extrem formuliert, eine große Zahl von «Entwicklungsländern» verschiedensten Grades mit mehr oder weniger starken Eliten, die dank ihrer besonderen Begabung und Ausbildung organisieren und planen können, sowie mit einem mehr oder weniger entwickelten «geistigen Mittelstand» für die viel gehobenere Detailarbeit und endlich mit einer in ihrer Stärke wechselnden Maße Tieferstehender für die gröberen, ebenso notwendigen Arbeiten. Je dürftiger der «Mittelstand» beschickt und je größer die Maße der Tieferstehenden ist, desto dringender bedarf das betreffende Land der Hilfe von außen.

Die Enwicklungshilfe ist in den letzten Jahren zu einem zentralen, internationalen Problem und auch zu einem politischen Zankapfel geworden. Die zahllosen damit verknüpften Fragen haben eine Flut von Veröffentlichungen aller Art hervorgezaubert. Viele fühlten sich berufen oder wurden dazu aufgefordert, Artikel, Bücher, Rapporte zu schreiben: kluge aufklärende Abhandlungen zum Teil, Berichte ausgesandter Delegationen mit unzähligen Vorschlägen, was man alles und wie man es machen könnte. Verschiedenste Experten, die diesen Titel oft nur mehr oder weniger verdienen, sind emsig unterwegs, offizielle oder inoffizielle Reisen in Entwicklungsländern, d. h. also in einem für sie recht undurch-

sichtigen Milieu durchzuführen. Ebenso werden laufend mehr oder weniger maßgebende Vertreter jener Länder zu Verhandlungen bei uns empfangen, deren Hauptziel darin besteht, von überall her positive Resultate in ihre Heimat zurückzubringen, um damit ihre Position nach Möglichkeit zu festigen. Es ergibt sich daraus ein verwirrendes Hin und Her von Meinungen, von diplomatischen und wirtschaftlichen Kräftespielen, so daß man Angst bekommen könnte, die vielen Köche würden den Brei verderben, um so mehr als sie von ihren gegenseitigen Rezepten oft kaum etwas wissen oder sich untereinander gar nicht darüber einig sind, welchen Brei sie eigentlich kochen möchten.

Um fruchtbare Entwicklungshilfe zu treiben, braucht es eben nicht nur Fachkenntnisse sondern auch eine besondere Dosis Menschenkenntnis, eine Art auf das Humane gerichtete Diplomatie, ein aufmerksames gegenseitiges Einfühlungsvermögen zwischen den Gebenden und den Nehmenden. Denn, wenn sich die Hilfe gut auswirken, gewissermaßen gut ankommen soll, muß sie beim Empfangenden nicht nur auf ein Bedürfnis sondern auch auf eine besondere innere Bereitschaft gegenüber dem Gebenden stoßen. Die Spendenden haben ja schließlich keine Bettler vor sich, sondern unverbrauchte, aufstrebende Nationen, die im Konzert der Völker schon heute volles Mitspracherecht beanspruchen. Es muß auf ihr, wie wir sahen, historisch bedingtes Mißtrauen und auf ihre Empfindsamkeit ständig Rücksicht genommen werden. Wir müssen uns gewissermaßen zu einer neuen Ethik des Gebens durchringen. — Es gibt, wie schon erwähnt, ein gezieltes Geben mit politischen oder wirtschaftlichen Hintergedanken, das so weit gehen kann, daß es dem Gebenden in erster Linie um den eigenen Nutzen geht. Hieher gehören die Versuche, Entwicklungsländer in die eigene Machtpolitik einzuspannen, ihnen die eigene Ideologie einzuimpfen. Hiefür ist aber bei den Nehmenden die Bereitschaft vielfach keineswegs vorhanden. Das zeigen die mißglückten Experimente verschiedener Nationen hinter dem Vorhang, ihre Stipendiaten aus Entwicklungsländern in eine Zwangsjacke zu stecken und Einflüsse auf sie einwirken zu lassen, die ihnen so wenig behagten, daß sie revoltierten oder das Land verließen. Wir dürfen nie vergessen, daß wir sog. Kulturvölker viel besser daran gewöhnt sind, einschränkende Ordnungen anzunehmen. Für ein Naturvolk, welches nicht, wie wir dies tun, schon dem Kind die Beherrschung der Agressivität beibringt, bedeutet Spontaneität und direkte Beziehung immer noch alles, und jeder Zwang wird als Eingriff in die persönliche Sphäre und als trennendes Moment empfunden. Die Politiker der Entwicklungsländer verstehen es übrigens ausgezeichnet, in höchst mitreißenden, humorvoll und persönlich wir-

kenden Volksreden auf dieser Saite der Spontaneität zu spielen. Aber nicht nur in der großen und kleinen Politik, sondern auch bei sonstigen Unternehmungen, vor allem auch im Rahmen von Erziehung und Unterricht, gilt dieses Prinzip. Man wird sich stets bemühen müssen, den Willen zur Mitarbeit nicht durch starre Reglementierung zu gewinnen, sondern durch menschlichen Kontakt und durch das Spielenlassen von Lockmitteln, auf welche die afrikanische Imitationssucht anspricht. (Seien wir ehrlich: Auch bei uns werden kluge Lehrer mit dieser Methode guten Erfolg haben.) Wir machen in Afrika die Erfahrung, daß sich zunehmend die Tendenz abzeichnet, möglichst unabhängig von fremden Zwangsschematas und ohne Bevormundung, mit gesundem Menschenverstand nach eigenen Wegen der Entwicklung zu suchen und sich selber eine neue Weltanschauung aufzubauen. Wenn Ostafrika, wie es zur Zeit scheinen kann, in diesem Sinne schon so weit gereift wäre, daß es sich weder durch Fanatiker noch durch falsche Propheten von dieser Linie abbringen und um Jahrzehnte zurückschleudern ließe, so wäre dies die schönste Überraschung, die man sich dort wünschen möchte, an die man aber noch nicht zu glauben wagt. Sie gäbe dann hoffentlich auch Ansporn zu vermehrter Hilfe, denn man ahnt, wie sehr die Zeit drängt.

Gegenüber dem gezielten Geben mit eigennützigen Hintergedanken sticht das von edlen Motiven getragene Geben aus reiner christlicher Nächstenliebe, wie es vor allem die Mission ausübt, wohltuend ab. Es hat aber auch damit seine eigene Bewandtnis. Sie ist, besonders wenn dabei die religiöse Belehrung, die Demut und die Dankbarkeit allzusehr betont werden, heute in den Entwicklungsländern lange nicht überall beliebt. Die bereits erwähnte historische Belastung spielt dabei zweifellos eine Rolle, und es wird außerdem jetzt alles durch Sturm und Drang beherrscht, so daß für Demut kein Platz ist. Es ist übrigens etwas Seltsames um das Danken oder vielmehr um den Dankbarkeitskult, wie er vor allem von christlichen Europäern gepflegt wird. Von Kind auf werden wir dazu erzogen, nichts anzunehmen, ohne gleich dafür zu danken. Durch den vielen Gebrauch nützt sich aber diese Tugend ab und wird zu einer bloßen Formel, die fast unbewußt angewendet wird, und die uns nur auffällt, wenn sie nicht automatisch spielt. Bei Vertretern von Naturvölkern dürfen wir diese Art des Dankens nicht erwarten. Wir sollten nicht enttäuscht sein, wenn hier sehr oft nicht die uns gewohnten Reflexe spielen. Wir dürfen aber auch nicht glauben, daß wirklich gute Taten nicht empfunden werden. Ebenso wie die schlechten leben sie nämlich sehr lange in der Erinnerung weiter, um später vielleicht ganz unvermutet in einer

Gegenleistung wieder in Erscheinung zu treten. Diese Form des Dankens ist also eigentlich echter und tiefgründiger.

Mir scheint nun bei der Entwicklungshilfe sei die beste Form des Gebens diejenige, die aus einem humanen Verantwortungsgefühl heraus kommt, man könnte es ein völkerverbindendes Geben nennen. Es beruht auf der Ehrlichkeit der gegenseitigen Absichten, indem beim Anbieten der Hilfe von vornherein Klarheit darüber bestehen muß, warum sie geleistet wird und daß man bereit ist, sich nach erzieltem Erfolg wieder zurückzuziehen. Einfache Menschen denken meist sehr realistisch und wissen aus Erfahrung, daß Förderung in Zeiten der Not, die nicht nur in materieller sondern vor allem auch in menschlicher Hinsicht vom Empfangenden als großzügig empfunden wird, gegenseitige Achtung und solide Freundschaftsbande entstehen läßt. Damit ist die völkerverbindende Wirkung bereits definiert. Hier liegt nun aber auch die Aufgabe und das Privileg der Schweiz, das viele von uns, wie ich immer wieder feststelle, noch gar nicht voll erfaßt haben. Trotzdem soll man nicht denken, daß den Schweizern auf diesem Gebiet Zaudern oder Trägheit vorzuwerfen wäre. Im Gegenteil, unsere obersten Behörden mit Herrn Bundesrat Wahlen an der Spitze haben sich schon vor Jahren positiv zur Entwicklungshilfe eingestellt und bestimmte Organe mit der Durchführung beauftragt, nachdem das Parlament einmütig die ersten Millionen-Kredite bewilligt hatte. Weitere, wie man hofft, erhöhte Beiträge sollen demnächst der öffentlichen Hand zur Verfügung gestellt werden. Auch manche Kantone, besonders diejenigen mit Universitäten, beteiligen sich aktiv, und viele private Organisationen haben begonnen eigene Hilfswerke aufzubauen. Nach wie vor ergeht in unserem schon überbelasteten kleinen Land der dringendste Ruf weniger nach genügend Mitteln — die stellen sich meistens dann schon ein — als nach mehr geeigneten Landsleuten, welche für diesen Einsatz auf technischen oder erzieherischen Gebieten die Fähigkeiten besitzen und die Zeit aufbringen können . . . oder wollen.

Im allgemeinen läßt sich dieser Kontakt recht glücklich an. Findet er auf hoher Ebene statt, d. h. wenn er z. B. von Regierung zu Regierung oder sonstwie offiziell angebahnt wird, so spielt eine wesentliche Rolle die besondere Stellung der Schweiz, die in den oberen Sphären doch recht allgemein anerkannt wird. Man weiß, daß wir ein von keiner kolonialen Vergangenheit beschwertes, für seine Neutralitätspolitik bekanntes kleines Land sind, das sich trotz geringen Möglichkeiten auf engem Raum fleißig einen beachtlichen Wohlstand erworben hat. Dieses und der Umstand, daß sich bei uns nach einer Periode kämpferischer Befreiung verschiedene völkische Elemente zu einer nationalen Einheit zusammen-

gefunden haben, erscheint gerade den aufstrebenden Ländern als beispielhaft und nachahmenswert. Beim Lob, das uns dabei etwa zu Ohren kommt, müssen wir uns freilich oft recht beschämt an die Brust schlagen. — Dieser gute Ruf ist allerdings in fernen Ländern, sobald wir aus den höheren Sphären zum «Mann auf der Straße» herabsteigen, viel weniger bekannt, als wir es uns vielleicht vorstellen. Wenn wir dort auftreten, sind wir eben doch in erster Linie Weiße und die Schweiz als solche ist kaum ein Begriff. Erst mit der Zeit wird man unsere positiven und negativen Eigenarten entdecken. Denn darüber dürfen wir uns keine Illusionen machen: Unser Tun und Lassen wird scharf beobachtet und bewertet. Eine unserer positiven Seiten ist zweifellos die, daß der Schweizer im allgemeinen anderen Menschenrassen gegenüber relativ vorurteilslos ist. Ich habe jedenfalls selten eine andere Haltung angetroffen. Dank unserer völkischen Polyvalenz und unserer Mehrsprachigkeit, und weil es seit langem ein lebenswichtiges Bedürfnis unseres Landes ist, sich auf internationaler Ebene immer wieder zu behaupten, fällt es uns nicht allzu schwer, den richtigen Ton zu finden. Die Entwicklungshilfe bietet uns übrigens einzigartige Gelegenheiten, diese glückliche Veranlagung immer besser zu entfalten. Damit ist es aber noch nicht getan!

Wenn wir dem Prinzip des völkerverbindenden Gebens zum Durchbruch verhelfen wollen, so denke ich an eine innere Haltung, die vielleicht einmal mit derjenigen des Roten Kreuzes verglichen werden kann, die auch von unserem Lande ausgehend die ganze Welt durchdrungen und oft eigentliche Wunder gewirkt hat in allen Lagern. Auch bei der Entwicklungshilfe geht es ja darum, mitten in Verwirrung und zeitlicher Bedrängnis eine helfende Hand zu bieten, Not zu lindern, vitale Bedürfnisse zu stillen. Dieselbe Neutralität, die uns vielfach Enthaltung auferlegt, verpflichtet auch zu friedlich-freiheitlicher Aufgeschlossenheit der ganzen Welt gegenüber und zu aktiver Hilfeleistung, die nicht nach Dank sucht und die sich bewußt ist, daß aufdringliche Wohltätigkeit niemals beliebt macht. Und wie beim Roten Kreuz kann dies nur auf der menschlichen Ebene gelingen, da wo wir uns trotz Unterschieden gleich sind und bei gutem Willen verstehen können. Es ist also im Grunde genommen doch gar nicht so schwer, man muß es nur versuchen. Statt der alles lähmenden Skepsis, die ewig neunmalklug den warnenden Finger erhebt, brauchen wir viel schöpferischen Optimismus, der nicht stur, aber unbeirrbar sein muß, d. h. allzeit bereit, auch Mißerfolge einzustecken. Große Taten sind in der Menschheitsgeschichte ja oft nur mit knapper Not und unter Qualen geboren worden, so wie sich eine fruchtbare vulkanische Insel einmal unerwartet aus einem tobenden Meer erhoben hat.

Überall, auch hier in unserer Stadt, bietet sich Gelegenheit, mit aufbauendem Optimismus ans Werk zu gehen. Denn wir haben sie ja in der Tat schon zu Hause, diese Vertreter aus Entwicklungsländern. Denken wir nur an die in unseren Universitäten Studierenden, an die Techniker und Wissenschaftler aller Art, die sich in unseren Hochschul- und Industrielaboratorien, in Cooperativen, Verwaltungen usw. auf künftiges Wirken in der Heimat vorbereiten. Ein Besuch in der sogenannten Kontaktgruppe der Universität Basel bietet das bunte Bild einer kleinen Völkergemeinschaft, die da mit unseren Studenten zu gemütlichem Hock und ernster Aussprache zusammenkommt. Da soll sich jeder in der Begegnung mit anderen üben, sich an ihnen wetzen, von ihnen lernen. Wir hören immer wieder, wie positiv der menschliche Gewinn empfunden wird, der auf diesem bipolaren Erziehungsfeld für beide Partner resultiert. — Es wird viel über die Fragwürdigkeit der an Vertreter aus Entwicklungsländern ausgegebenen Stipendien diskutiert. Gelingt es, die richtigen Kandidaten zu finden, tragen sie spürbaren Gewinn davon, werden sie nicht vom Kontakt mit unserer Kultur verwirrt und untauglich gemacht für die Rückgliederung und zur Bewältigung der Aufgaben, die sie dermaleinst zu Hause übernehmen sollten? Die Eidg. Stipendienkommission, der Delegierte für technische Zusammenarbeit und manche Private geben sich alle erdenkliche Mühe, eine gute und gerechte Auswahl zu treffen. So wie wir die Lage geschildert haben, kann man sich aber leicht vorstellen, daß es bei diesem höchst delikaten Geschäft der Auswahl niemand wagen kann, den Anspruch auf volle Zuständigkeit zu erheben, sondern daß nichts anderes übrigbleibt, als nach bestem Wissen zu handeln und auf Fehlschläge gefaßt zu sein. Trotz aller Problematik haben nach meiner Auffassung diese Stipendien zur Schulung bei uns ihre Berechtigung, wenn sie, wie dies angestrebt wird, vor allem einer Elite zugute kommen und solange im Herkunftsland selbst keine oder nur sehr beschränkte Möglichkeiten zu hochschulmäßiger Bildung bestehen. Wir müssen aber auch mit allen Kräften dazu beitragen, daß die Entwicklungsländer selbst Hochschulbetriebe aufbauen, denn diese können dann weit besser auf die lokalen Bedürfnisse abgestimmt werden, was von größter Bedeutung ist.

Damit wären wir bei der vielgepriesenen Ausbildungshilfe am Ort angelangt. Sie hat viele Vorteile und ist im allgemeinen dazu noch weniger kostspielig. Die Auswahl der Schüler wird vom Entwicklungsland selbst an Ort und Stelle und meist viel sachlicher getroffen, so wie dieses auch nach Abschluß der Studien für den richtigen und direkten Einsatz der sehnlich erwarteten Hilfskräfte sorgt. Schwierigkeiten der Anpassung gibt es für diese Schüler

kaum; es sind im Gegenteil die von Europa hergereisten, ebenfalls sorgfältig auszuwählenden Lehrer, an welche die Hauptanforderungen gestellt werden, also eine der Leistungsfähigkeit viel besser entsprechende Verteilung des Aufwandes. Das Programm, das sich eine solche Aktion stellt, kann Hand in Hand mit den dortigen Behörden ganz den momentanen Desideraten angepaßt werden. Es wird häufig unter dem Hochschulniveau eingestuft sein, denn es sind ja Helfer mittleren Grades, die in erster Linie benötigt werden. — Wie dem auch sei, die erste und dann die tägliche Begegnung, kurz das Zusammenleben mit farbigen Schülern bedeutet ein ungeheures Erlebnis, noch intensiver und nachhaltiger als es für die Kontaktgruppe beschrieben wurde. Denn bei der Auseinandersetzung mit diesen Menschen müssen gewissermaßen alle Werte neu überprüft werden, muß man sich selbst erkennen und festigen, muß man auch Andere und anderes Ungewohntes — aus der Rassendivergenz Herrührendes — gelten lassen können, soll das gemeinsame Werk gelingen. Denn der afrikanische Schüler ist sehr emotiv, himmelhoch jauchzend, wenn es gut geht, leicht aber niedergedrückt und enttäuscht, wenn sich Schwierigkeiten ergeben. Auch der so rasch entflammte Volkszorn erklärt sich aus dieser inneren Struktur. Es kann also mit wenig viel verschüttet werden, so daß man auf der Hut sein muß.

Lassen Sie mich nun noch ein wenig ganz aus eigener Erfahrung berichten, indem ich einige Eindrücke aus unserem Ausbildungszentrum in Ifakara (Tanganyika) erwähne. Jedes Auditorium, das man vor sich hat, setzt sich aus einer Zahl von Gesichtern zusammen, die alle auf Sie gerichtet sind. Sie sind undurchsichtig, beleben sich vielleicht, während man zu ihnen spricht, und man darf, wenn man Glück hat, spüren, daß die Gedanken dieser Menschen auf die Ihren ansprechen; wie im einzelnen, erfährt man jedoch nicht. Schwarze Physiognomien sind für uns noch undurchsichtiger, weil wir auch nach Jahren viel mehr Mühe haben, in ihnen zu lesen. Umgekehrt werden auch die afrikanischen Schüler unser weißes Gesicht als viel schwerer verständlich empfinden. Zweifel, Mißtrauen, Hang zum Belächeln oder auch Angst, Bemühen aus den Worten und aus der Schrift an der Wandtafel klug zu werden, Bedürfnis ergänzende Fragen dazwischen zu werfen, all dies schwingt bei der Begegnung im Hörsaal mit. Lebendige, mitreißende Darstellung, möglichst begleitet von Filmen, gute Allgemein- und Detailkenntnisse, schlagfertiges Eingehen auf den Einzelnen, Abklären von Streitfragen im Plenum nach demokratischem Prinzip, Sinn für vergnügliche Situationen und für Humor, feste Haltung mit gütigem Grundton, das alles sind Faktoren, die den weißen Lehrer mit dem schwarzen Schüler schließlich soweit

verbinden, daß durchaus fruchtbare Arbeit möglich ist, Arbeit die übrigens oft mit überraschend guten Resultaten belohnt wird. Praktische Übungen am Mikroskop, im Laboratorium, am Krankenbett, auf Prospektionen im Lehmhüttendorf und auf Exkursionen im nahen Busch setzen dieser Verbindung durch gemeinsames Erleben die Krone auf. Das Verständnis für das, was nicht nur Wissen, sondern was Forschung bedeutet, die dieses Wissen reifen läßt, kann jetzt geweckt werden. Ein brennendes Problem, wenn es in diesen Ländern zur selbständigen Ausübung von Wissenschaft kommen soll, denn äußerst gering ist bisher, über die Welt gesehen, die Zahl von Negern, die als Forscher bedeutende Leistungen aufzuweisen hätten. — Der junge Medizinstudent, dessen Vater ein berühmter Zauberer und Medizinmann ist, erzählt, wie er zuhause das Erfahrene mit dem alten Mann austauscht, und wie er gedenkt, seine modernen Kenntnisse zu bereichern mit altbewährten Rezepten aus der Eingeborenen-Pharmakopoe, so wie sein Vater von ihm vielleicht einiges aufnehmen und bei seiner Kundschaft im Busch verwerten wird. Dieses Kombinieren alter und dazu erworbener Vorstellungen erlebt ja auch der Missionar auf religiösem Gebiet. — Der einzige Masai unter den Schülern, der bisher nur bei den Viehherden gelebt hat und in der Rinderpflege bewandert ist, stellt sich erst zögernd, nach einigem Zuspruch aber begeistert auf die Betreuung unserer Versuchsmäuse um. — Angeborene Schreckreaktionen gegenüber dem harmlosen Chamaeleon und giftigen Schlangen werden trotz aufklärenden Demonstrationen nur in Ausnahmefällen überwunden. — Im Busch findet man sich bei aufregenden Begegnungen mit Großwild in gemeinsamer Begeisterung für die geheimnisreiche afrikanische Natur und schart sich — Weiß und Schwarz — freudig zum Imbiß um das Lagerfeuer, wo man sich früher doch viel lieber aus verständlicher rassenmäßiger Zurückhaltung beim Essen abgesondert hat. Überhaupt werden altgewohnte Eß-Sitten und Nahrungsmittel jetzt fast überall durch europäisch inspirierte, gehaltvollere Mahlzeiten ersetzt und dadurch der verhängnisvollen Mangelernährung gesteuert. — Die Bewunderung der afrikanischen Natur ist übrigens zu unserem Erstaunen für die Eingeborenen sozusagen ein Neuerwerb. Während Afrikaner früher beim Anblick eines herrlichen Sonnenuntergangs bemerkten, das fände ja jeden Abend statt, beginnt man sich jetzt aktiv um Naturschutzprobleme und um die Betreuung von Reservaten zu kümmern und führt mit sachkundigen Rangers die ostafrikanische Jugend in die Schönheiten des Landes, seiner Tiere und Pflanzen ein. — Was die vielen neuen Dinge, die jetzt auf den Markt kommen, kosten und wie man das Geld aufbringen könnte, sie zu erwerben, ist sozusagen

ein ständiges Anliegen. Wohl kann in den großen Städten von gewissen Elementen der Verlockung nicht widerstanden werden, bei den Besitzenden einzubrechen und sich, wo etwas herumliegt, zu «bedienen». Schon in den alten Initiationsriten wurde aber der Begriff von «Mein» und «Dein» eingeschärft, und er wird heute vermehrt hochgehalten. So hatten wir in den drei Jahren unserer Lehrtätigkeit in Ifakara von seiten der Studierenden keinen einzigen Diebstahl zu verzeichnen und entliehenes Geld wurde, oft ohne Mahnung oder schriftliche Abmachung unsererseits, prompt und mit einem gewissen Stolz zurückerstattet. — Gegen Bestechung auch kleinsten Ausmaßes wird neuerdings sogar mit Gefängnisstrafe unerbittlich vorgegangen; schon die Bevorzugung eines Höherstehenden oder gar eines Weißen, was früher wohlanständig war, unterliegt heute strengen Maßnahmen. — Auch in der Freizeit kommen wir mit unseren Schülern bei gemütlichem Zusammensein und lebhafter Diskussion der unzähligen zwischen uns schwebenden Probleme in engen Kontakt. Diese Bindungen überdauern die Ausbildungszeit. Noch nach Jahren kommen Briefe von ihrem derzeitigen Wirkungsort mit Erzählungen, Anfragen und freundlichen Wünschen nach einem Wiedersehen.

Ifakara mag ein Glücksfall sein, ein Glücksfall, der sich bei redlichem Bemühen an anderen Orten bestimmt wiederholen ließe. Es besteht aber, wenn wir uns umsehen, auch keinerlei Grund zu unrealistischer Gefühlsduselei. Wir machen uns kein Hehl daraus, daß Entwicklungshilfe mit allem, was an diesem Begriff hängt, über das Ganze gesehen vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben ist, vor welche die verworrene Menschheit je gestellt worden ist. Die Problematik kommt, wie immer, vom Menschen, der wohl das merkwürdigste und komplizierteste Wesen auf dieser Erde ist. Dies läßt Goethe Mephisto im «Prolog im Himmel» so trefflich formulieren, wenn er sich mit seinen Flunkereien beim lieben Gott einzuschmeicheln versucht und über den Menschen sagt:

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst,
und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,
so siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
hättst du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.

Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
hättst du ihm nicht den Schein des Himmellichts gegeben;
er nennt's Vernunft und braucht's allein,
nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
wie eine der langbeinigen Cicaden,
die immer fliegt und fliegend springt
und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Was sollen wir diesen allzu zeitgemäßen Goethe'schen Lobsprüchen auf den homo sapiens noch beifügen? Nun doch eben die Hoffnung, die schillernde Zikade möge sich zu guter Letzt nicht selbst auffressen, sondern dank ihrer guten Eigenschaften weiterhin Sprünge wagen und sich in die freie Luft erheben.